

Konrad Lorenz 1985

Wege zur Evolutionären Erkenntnistheorie

In: J. Ott, G. Wagner, F. Wuketits (Hrsg.) Evolution, Ordnung und Erkenntnis. [Rupert Riedl zum 60. Geburtstag am 22. Februar 1985] Berlin: Paul Parey. pp. 13-20.

[OCR by *Konrad Lorenz Haus Altenberg* – <http://klha.at>]

Seitenumbrüche und -zahlen wie im Original.

Wege zur Evolutionären Erkenntnistheorie

Bahnbrechende neue Erkenntnisse entspringen nur selten dem Hirn eines einzelnen Menschen. Viel häufiger kommen mehrere »verwandte Geister« gleichzeitig auf dieselben Gedanken. Die nahezu genau gleichzeitige Entdeckung der Selektionstheorie durch Charles Darwin und Russel Wallace bildet das klassische Beispiel. Rupert Riedl erklärt dieses, auf allen Ebenen menschlichen Forschens durchaus nicht seltene Vorkommnis daraus, daß in der heutigen Welt jeder einigermaßen gebildete Mensch durch die Vielzahl der Medien so weit über die relevanten Tatsachen der verschiedensten Naturwissenschaften informiert ist, daß ähnlich strukturierte Geister mit großer Wahrscheinlichkeit gleiche Schlußfolgerungen aus ihnen ziehen. Dies ist sicher weitgehend richtig, um so interessanter aber ist die Vielfältigkeit der Ausgangspunkte wie der Wege, auf denen die Evolutionäre Erkenntnistheorie von mehreren Männern ziemlich gleichzeitig gefunden und formuliert worden ist: in alphabetischer Folge Campbell, Lorenz, Popper, Riedl und Vollmer, fast ein Jahrhundert vor diesen aber Ludwig Boltzmann.

Ich will hier nur über die Wege berichten, die Rupert Riedl und ich gegangen sind, da mir die der anderen ungenügend bekannt sind. Eine uns beiden als sicher geltende Tatsache ist die, daß die Evolution stattgefunden hat. Es bedeutet eine krasse Verkennung der Tatsachen, wenn man, wie es heute noch verschiedene, nicht naturwissenschaftlich denkende Leute tun, von einer »Unsicherheit« der Evolution spricht. Die Mechanismen der Evolution sind durchaus nicht vollständig bekannt, wir wissen zwar, daß Variation und Selektion die wichtigsten Faktoren sind, daneben gibt es aber noch eine Reihe von Einzelheiten, die Rupert Riedl in seinem Buch »Strategie der Genesis« besprochen hat. Wenn die Ursachen und Mechanismen des großen organischen Werdens auch durchaus noch nicht vollkommen durchleuchtet sind, ist doch die Tatsache, *daß* es stattgefunden hat, so sicher, daß es geradezu abwegig erscheint, sie zu bezweifeln. Es ist eine

schlechthin sichere Tatsache, daß alles, was da lebt, in einem äonenlangen Werden aus einer gemeinsamen Wurzel entstanden ist. Dies als eine »Theorie« zu bezeichnen ist einfach falsch und ebenso hirnrissig, wie etwa der Glaube an die Hohlwelttheorie oder die Vorstellungen Dänikens.

Ich werde in dieser kleinen Schrift wiederholt von der Selbstverständlichkeit, ja, Banalität der Evolutionären Erkenntnistheorie zu sprechen haben; ich behaupte nämlich, daß die Anerkennung ihrer Selbstverständlichkeit nur durch eine philosophisch-ideologische Voreingenommenheit mancher Menschen verhindert wird. Eine große Übereinstimmung zwischen Riedl und mir liegt im Fehlen dieser Voreingenommenheit, also nicht nur darin, daß wir bestimmte Tatsachen wußten, sondern mehr noch darin, was wir zu unserem Glück *nicht* wußten. Erlerntes Wissen bedeutet immer, daß im Zentralnervensystem gewisse Strukturen entstanden sind, die gewisse Informationen festhalten. Strukturen sind als Stützen grundsätzlich unentbehrlich, doch muß ihre Stützfunktion immer durch den Verlust von Freiheitsgraden erkaufte werden. Ein Mensch, dem von frühester Kindheit eingebläut worden ist, daß Seelisches und Körperliches zwei völlig verschiedene Wesenheiten seien, daß nur das Geistige Wert habe, das Körperliche aber mehr oder weniger verächtlich sei, daß alles Vergängliche nur ein Gleichnis sei, usw., dem wird es sehr schwer gemacht, die ideologische Mauer zu durchbrechen, die zwischen Natur- und Geisteswissenschaften errichtet worden ist. Selbst sehr selbständige Denker scheitern an dieser Aufgabe.

Mir war sie von Kindheit an nicht gestellt. Die Mißachtung aller Geisteswissenschaften, die ich in treuem »jurare in verba magistri« von meinem Lehrer Oskar Heinroth geerbt hatte, habe ich bis ins reifere Lebensalter aufrecht erhalten. Erst spät wurde ich gegen die Philosophen toleranter und gestand ihnen das Recht zu einer eigenen Meinung zu. Die Folge dieser Intoleranz war begreiflicherweise eine geisteswissenschaftliche Unbildung, die meine Freunde in treffendem Scherze nicht als *ignorantia totalis*, sondern als *innocentia alba absoluta* bezeichneten. Was ich gewissermaßen unabsichtlich tat, vollzog Riedl in einem energischen Entschluß. Er löste das Dilemma der Spaltung des modernen Weltbildes in Natur- und Geisteswissenschaften dadurch, daß er als Ausgangspunkt nur die ersteren benutzte und die Geisteswissenschaften als Wissensquellen bewußt vernachlässigte. Alles, was wir beide schrieben, war vom Standpunkte des »philosophisch unverbogenen« Denkers aus gesehen.

Für einen Menschen, der in den Grundfesten seiner Überzeugung weiß, daß *auch er selbst* ein Produkt stammesgeschichtlichen Werdens ist, muß es als eine höchst banale Erkenntnis erscheinen, daß derselbe Vorgang des organischen Werdens, der auch seine Sinnesorgane, seine Muskeln, Sehnen, usw. entstehen ließ, die Organisation seiner Sinnesorgane und seines Nervensystems geschaffen hat, die ihn befähigt, die aus der Außenwelt kommenden Reize »als Erfahrung zu lesen« — wie Kant es so schön ausgedrückt hat — und daß sie aus denselben

Gründen der Außenwelt »adäquat« korrespondieren. Ich kann auch rückblickend nicht angeben, wann mir diese Tatsache eigentlich klar wurde; ich war schon vor 1942 überzeugt, daß die Sinnesorgane und das Zentralnervensystem höherer Tiere ein Bild der realen Außenwelt entwerfen, und es schien mir sehr bald eine essentielle Aufgabe des Wahrheitsforschers zu sein, die Eigenschaften dieses Bildes, die von Gegebenheiten der realen Außenwelt abhängen, von jenen zu trennen, die durch Eigenschaften des Erlebnisapparates bedingt sind. Ich habe z. B. nie geglaubt, daß Pantoffeltierchen und ähnliche Mikroorganismen wirklich regenbogenfarbige Ränder haben, wie das wenig achromatische Objektiv meines Schülermikroskops mir vortäuschte. Ich verglich die verschiedene Information, die verschiedene Tiere von ihrer Umwelt empfangen und war hierin ein treuer Schüler und Verehrer Jakob von Uexkülls, ohne jedoch je in seine Ablehnung der Evolution zu verfallen. Mir war völlig klar, daß verschiedene Lebewesen und auch verschiedene Instrumente des Menschen die Außenwelt mit verschiedener Genauigkeit abbilden. Mir war klar, daß alles, was wir erleben, nur ein Modell, ein Bild der Wirklichkeit ist, das in der groben Tastatur unserer neuralen und sensorischen Ausstattung entworfen wird. In einem Mikroskop ist die Feinstruktur eines Objektes, z.B. einer Diatomeenschale, nur dann zu sehen, wenn ihr erstes Beugungsspektrum noch innerhalb der »numerischen Apertur« des Objektivs eingefangen wird; wird es das nicht mehr, so sehen wir eine strukturlose Fläche, die braun erscheint. Schon 1942 schrieb ich, daß nur ein Narr in Anbetracht dieser Kenntnisse behaupten könne, Strukturen gäbe es nur bis zu den Grenzen der Auflösungsfähigkeiten seines eigenen Mikroskopes, alles andere sei eben braun. Besonders war es eine Frage Kants, die mir Klarheit über meine eigene Einstellung verschaffte. Er schreibt in Paragraph 11 der Prolegomena zur *Kritik der reinen Vernunft*: »Wollte man im Geringsten daran zweifeln, daß beide (nämlich die Anschauungsformen des Raumes und der Zeit) keine den Dingen an sich selbst, sondern bloß ihrem Verhältnis zur Sinnlichkeit anhängende Bestimmungen sind, so möchte ich wissen, wie man es möglich finden kann, a priori und also vor aller Bekanntschaft mit den Dingen, ehe sie nämlich uns gegeben sind zu wissen, wie ihre Anschauung beschaffen sein müßte, welches doch hier mit Raum und Zeit der Fall ist.« Auf diese Fragen kann die Evolutionäre Erkenntnistheorie eine einleuchtende Antwort geben. Im Gegensatz zu Hume und anderen Empiristen hatte Kant klar erkannt, daß Kategorien und Anschauungsformen vor aller Erfahrung da sein müssen, damit Erfahrungen überhaupt möglich werden. Vollmer hat in seiner Kritik gezeigt, in welchen Punkten der Kantische transzendente Idealismus mit Anschauungen der Evolutionären Erkenntnistheorie übereinstimmt. Ich kann nicht umhin mich zu fragen, was Kant gesagt hätte, wenn man ihm auf die eben zitierte Frage mit einer Zusammenfassung aus Darwins »Origin of Species« geantwortet hätte. Ich behaupte er hätte die Sachlage ebenso schnell verstanden, wie Ludwig Boltzmann.

Der Weg Rupert Riedls war etwas anders. Er wußte unvergleichlich viel mehr über das Werden der Philosophie und bei ihm waren es nicht nur die Widersprüche zwischen Natur- und Geisteswissenschaften, sondern die inneren Widersprüche innerhalb der letzteren, die ihm das zunächst noch undeutliche Gefühl verursachten, die Menschheit habe sich durch die Inkonsequenz ihrer Ideologien und vor allem durch ihren Glauben an ein allzu hochtrabendes, geisteswissenschaftlich bestimmtes Menschenbild in eine so fatale Lage hineinmanövriert. Vor allem aber erkannte Riedl klar, daß ein geisteswissenschaftliches Denken die Menschheit für ihre natürlichen Verpflichtungen blind gemacht hatte. Diese Verpflichtungen aber sind nur vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus erkennbar.

Riedl griff mit großer Kühnheit eine Aufgabe an, deren Riesengröße er in seiner Jugend vielleicht noch gar nicht abgesehen hat. Sein Vorgehen bezeichnet er selbstbiographisch als seine Privat-Methodologie, die man, wie er meint, als dilettantisch bezeichnen kann. Mit einer geradezu verwirrenden Vielfalt unvereinbarer Methodologien konfrontiert, und, wie schon gesagt, der Lage bewußt, in die sich die Menschheit unter der Leitung nichtnaturwissenschaftlichen Denkens selbst gebracht hat, sah sich Riedl zu einer Fragestellung veranlaßt, die man schlicht als naiv bezeichnen kann. Sie entspricht dem naiven, auf die ganze Welt gerichteten Wissensdurst, den Goethe dem Schüler in den Mund legt, als der den Mephisto um Rat fragt: »Ich wünschte recht gelehrt zu werden, und möchte Alles, was auf Erden und in dem Himmel ist, erfassen, die Wissenschaft und die Natur«. Es ist, wohlgermerkt, der Teufel in persona, der ihm daraufhin den Rat gibt: »Verehrter Freund, ich rat' Euch drum, zuerst collegium logicum, da wird der Geist Euch wohl dressiert, in spanische Stiefelchen eingeschnürt, daß er bedächtiger fortan hinschleiche die Gedankenbahn, und nicht etwa die kreuz und quer irrlichteliere hin und her«. Was der Böse hier dem Schüler rät ist geeignet, ihm für immer den Blick für ganzheitliche Zusammenhänge, für Wirkungsgefüge und Strukturen zu trüben und ihn in letzter Konsequenz zum ontologischen Reduktionismus, der Modekrankheit unserer Zeit zu verdammen.

Eine der schwersten Aufgaben für den Naturforscher ist es, das richtige Maß zu finden zwischen der nötigen Genauigkeit im Erfassen von Einzelheiten auf der einen Seite, und, auf der anderen, dem »Irrlichtelieren« zwischen scheinbar unzusammenhängenden »Untersystemen« oder Teilen des Ganzen. Die Schöpfung einer wirklich neuen Erkenntnis ist immer die Frucht der Zusammenschau. Das Auffinden eines gesetzmäßigen Zusammenhanges zwischen zwei bis dahin als völlig unabhängig voneinander geltenden Systemen erschafft tatsächlich ein neues System mit bis dahin nicht dagewesenen Systemeigenschaften. Moderne Systemtheorie hat das »Irrlichtelieren« weitgehend rehabilitiert, man kann diese Tätigkeit des naiven jungen Forschers besser mit dem Verfahren eines

mikroskopierenden Biologen vergleichen, der grundsätzlich jedes Objekt zuerst mit der schwächsten Vergrößerung betrachtet, um einen Überblick zu gewinnen und erst später, vom Ganzen zum Teil fortschreitend, alle Einzelheiten näher in Betracht zieht. Jeder wissensdurstige und forschungsfreudige Mensch verfährt in eben dieser Weise, wenn er zum ersten Mal mit dem Wirkungsgefüge eines komplexen Systems in Berührung kommt. Wer mit guter Fähigkeit zur Gestaltwahrnehmung begabt ist, kann gar nicht umhin, ein ganzes System, einen ganzen Lebensraum, in eben dieser Reihenfolge zu untersuchen. Wer zum ersten Mal im Meer taucht, wird Folgendes an sich erleben. Die Vielzahl der Organismen, die man zugleich erblickt und von denen jedes einzelne ganz offensichtlich einer gründlichen Einzelforschung würdig ist, kann nicht verhindern, daß man, von unwiderstehlichem Zwang getrieben, um noch eine Ecke, und noch eine, schwimmen muß um zu sehen, ob dort etwas ganz anderes los sei. Die großen Ökosysteme der Adria und des Mittelmeeres haben im Falle Rupert Riedls die scheinbar dilettantische Privat-Methodologie zu einem disziplinierten Vorgehen gemacht.

Als reifer Mann hat Riedl nun in beinahe schon frevelhafter Weise die gigantische Aufgabe in Angriff genommen, vom Standpunkte der Evolutionären Erkenntnistheorie aus, das Problem der Zwiespältigkeit von Geistes- und Naturwissenschaften zu lösen. Es gibt hochbegabte Wissenschaftstheoretiker, die diese Möglichkeit grundsätzlich leugnen. Lord C. P. Snow spricht von zwei inkommensurablen Kulturen, H. Pietschmann von zwei Straßen, deren eine zum Wahren führt, zur Sprache der persönlichen individuellen und emotionalen Probleme, von denen die andere aber intersubjektiv und von allem Emotionalen absehend zum wertfrei »Richtigen« führt. Die Naturwissenschaft, die in dieser Richtung arbeitet, konstruiert »ein Modell der Wirklichkeit, das in sich widerspruchsfrei ist und nicht im Widerspruch mit den Experimenten stehen darf. Es hat möglichst einfach, intersubjektiv überprüfbar zu sein und verschiedene Phänomene unter übergeordneten Gesichtspunkten zu vereinheitlichen. Damit ermöglichen wir uns eine Beherrschung der Welt ...«. Pietschmann ist sich sehr wohl bewußt, daß der utopische Enderfolg dieser Art von Naturforschung einen Abbau alles Menschlichen mit sich bringt und daß die endgültige Beherrschung der Welt den Untergang der Menschheit bedeutet, wenn sie ausschließlich auf dieser Straße der Erkenntnis wandelt. Es gibt Denker, die der Meinung sind, daß es nur diese Art von Naturwissenschaft gäbe und daß sie unaufhaltsam den Untergang der moralischen Welt bedeute. E. Chargaff ist dieser Meinung.

Diese pessimistische Anschauung wäre tatsächlich berechtigt, wenn es keine Naturwissenschaft vom Menschen gäbe, wenn der Mensch und die reale Welt einander als polare Gegensätze entgegenstünden, wie die Zwiespaltung des menschlichen Wissens in Natur- und Geisteswissenschaft tatsächlich nahelegt. Der Naturforscher, der von der Tatsache der Evolution überzeugt ist, betrachtet

die Fragen, die für die vitalistischen Denker unbegreifliche Geheimnisse darstellen, als *Scheinprobleme*. Weil wir überzeugt sind, daß der sensorische und neuronale Apparat, der es uns ermöglicht, die aus der Außenwelt auf uns einwirkenden Reize als Erfahrungen zu lesen, nicht anders als andere Organisationen unseres Körpers im Laufe der Stammesgeschichte und in Anpassung an eine reale Wirklichkeit entstanden sind, so wundern wir uns nicht im geringsten darüber, daß er der Außenwelt »adäquat« korrespondiert. Wir wundern uns keineswegs darüber, daß er nur auf einen »mittleren Meßbereich« angepaßt ist, auf den »Mesokosmos«, wie Vollmer es nennt. Wir wundern uns viel eher darüber, wie weit dieser von praktischen Belangen selegierte Apparat ins Theoretische hinein anwendbar ist. Wir wundern uns mehr darüber, wie weit er die Lebensprobleme unserer Ahnen transzendiert als darüber, daß sehr vieles Wirkliche für ihn immer transzendent bleibt. Wir verfallen auch keineswegs in eine geistige Panik, wenn dieser Erkenntnisapparat uns Tatsachen mitteilt, die der Logik zu widersprechen scheinen. Wir finden uns schmerzlos mit dem logischen Widerspruch ab, daß dieselbe Wesenheit uns das eine Mal als Korpuskelstrahlung und das andere Mal als Welle entgegentritt und außerdem noch das unmögliche Kunststück vollbringt - wie der Vogel im jiddischen Witz - an zwei Orten zu gleicher Zeit aufzutreten. Wir wundern uns auch nicht, wenn dasselbe an-sich-Seiende einmal Energie und das andere Mal Materie »ist«. Und schließlich nehmen wir es zwar mit ehrfürchtigem Staunen, aber ohne Verwunderung hin, wenn unser Mitmensch uns das eine Mal als physiologisch und phylogenetisch erforschbares Wirbeltier entgegentritt, und das andere Mal als beseeltes, erlebendes Bruderwesen, an dessen Existenz wir so wenig zweifeln können, wie an der der Außenwelt überhaupt, wie Karl Bühler völlig überzeugend nachgewiesen hat. Die Evidenz des Du ist zwingend und macht es auch für nicht realistische Philosophen notwendig, die Existenz von gleichgearteten Mitlebewesen anzunehmen, obwohl sie doch von deren Dasein nur durch die, ach, so verachteten Sinnesorgane Kenntnis haben.

Als ich im Jahre 1940 auf Immanuel Kants Lehrstuhl nach Königsberg berufen wurde, war ich mit den Tatsachen der Evolutionären Erkenntnistheorie bereits wohl vertraut, glaubte aber in aller Naivität, daß keine Widersprüche zwischen ihr und dem transzendentalen Idealismus Kants bestünden. Ich glaubte, in den angeborenen Strukturen menschlichen Erkennens eine Erklärung für das Kantische Apriori liefern zu können. In Auseinandersetzung mit Neokantianern, in denen meine Unkenntnis der Philosophie des Meisters sehr beschämend zutage kam, wurde mir klar, daß ich, wofern ich meine festesten Überzeugungen nicht aufgeben wollte, zu einer Kritik kantischer Erkenntnistheorie verpflichtet war. Diese Aufgabe schien mir unerfüllbar, ich beschränkte mich auf die lapidare Entgegensetzung von Evolutionärer Erkenntnistheorie und Kantischer Erkenntnistheorie.

Rupert Riedl dagegen unternahm die Herkulesaufgabe, das geisteswissenschaftliche Weltbild schlechthin einer Kritik vom Standpunkte der Evolutionären Erkenntnistheorie zu unterziehen. Als eines seiner wichtigsten Ergebnisse möchte ich die Widerlegung eines Vorwurfs werten, der von geisteswissenschaftlicher Seite nicht nur der Evolutionären Erkenntnistheorie, sondern den Naturwissenschaften im allgemeinen gemacht worden ist. Er besteht in der Vermutung, daß die Ergebnisse einer empirisch begründeten Wissenschaft grundsätzlich auf einem Zirkelschluß beruhen. Riedl und Kaspar haben gezeigt, daß der Fortschritt menschlicher Erkenntnisse ein Prozeß ist, der mit grundsätzlich gleicher Methode von der Lebensentstehung über den genetischen Wissensgewinn, über Lernleistungen und schließlich den assoziativen Erkenntnisgewinn der induktiven Erfahrungswissenschaften bis in die Prozesse der Wissenschaftsdynamik hinaufreicht. Aus der Zeitebene des Augenblicks verändert jede neue Erfahrung die *Erwartung* auf neue Erfahrungen. Die Erwartung wird spezifischer, enger und beseitigt damit, so sie erfüllt wird, bisher bestehende Irrtümer. Der dänische Dichter Piet Hein hat diesen Prozeß in einem seiner treffenden philosophischen Verse dargestellt:

The way to wisdom? Why, it's plain,
and easy to express:
To err, and err, and err again,
but less, and less and less.

Diese Anschauung trägt zwar der Erkenntnisleistung der Falsifikation gebührend Rechnung, widerspricht aber keineswegs der Tatsache, daß der Vorgang der Induktion die Schlußfolgerung vom Vielen auf's Allgemeine eine unentbehrliche Erkenntnisleistung ist. Wenn Karl Popper sie leugnet, so beruht dies darauf, daß er die Gestaltwahrnehmung, die er als Intuition bezeichnet, als Erkenntnisleistung nicht mit ins Kalkül zieht, obwohl er anerkennt, daß sie für die Hypothesenbildung unentbehrlich ist.

Rupert Riedl unternimmt eine noch größere Aufgabe, indem er die Spaltung des modernen Weltbildes in Natur- und Geisteswissenschaften dadurch auszuschalten versucht, daß er, von den Grundlagen der Evolutionären Erkenntnistheorie ausgehend, an verschiedenen Wissenschaften, aber auch an verschiedenen philosophischen Systemen zu zeigen versucht, in welcher Weise die banalen Wahrheiten der Evolutionären Erkenntnistheorie die vorhandenen Widersprüche aus der Welt schaffen können. Mit der Privat-Methodologie, die das naive »Irrlichtelieren« für legitim erklärt, beschäftigt sich Riedl mit den verschiedensten Philosophen. Dabei werden die Lehren der einzelnen Denker unvermeidlicherweise abgekürzt und infolgedessen vereinfacht behandelt. Das ist sicher legitim, nur fragt sich, ob die Vereinfachung, die der geisteswissenschaftliche Forscher einem vom menschlichen Geiste geschaffenen System aufzwingt, nicht ganz andere Folgen habe, als die Vereinfachung eines biologischen Systems, wie sie bei

jeder analytischen Naturforschung selbstverständlich ist. Bei der naturwissenschaftlichen Darstellung eines philosophischen Systems ist nämlich ein höchst interessantes Phänomen zu beachten, auf das mich in einem Gespräch hier in Altenberg jüngst Carl Friedrich von Weizsäcker aufmerksam machte. Er beschrieb, wie man als Geisteswissenschaftler bei der Erforschung des Systems eines großen Denkers sich mit der Zeit so in die Anschauungen des Betreffenden versenkte, daß man sie, um sie zu verstehen, gewissermaßen zu seinen eigenen machen müßte. Es sei unumgänglich notwendig, sich in die Meinung des zu erforschenden Denkers hineinzuleben. Dies aber habe bei größerer Versenkung die Folge, daß man allmählich die Fähigkeit verliere, zu diesen Meinungen Stellung zu nehmen, da man sich zuletzt zu sehr mit ihnen identifiziert habe. Wenn einem dann plötzlich die Frage gestellt wird: »Wie stehen Sie selbst dazu?«, so sei man etwas überrascht und nicht gleich zur Antwort fähig. Etwas überspitzt kann man sagen, je mehr man über das System eines Denkers weiß, desto weniger ist man imstande, es mit dem eigenen Denksystem zu konfrontieren. Die von Weizsäcker beschriebene Erscheinung ist gewissermaßen die Kehrseite der allgemein menschlich-wissenschaftlichen Neigung, aus dem System eines anderen Denkers die Widersprüche herauszugreifen und mit schärferem Auge zu sehen, als die Übereinstimmungen. Wenn man dazu motiviert ist, den Meinungen eines Denkers entgegenzutreten, so führt diese Neigung zu Fehldarstellungen des Meinungsgegners und hebt den Wahrheitsgehalt seiner Darstellungen ungenügend hervor. Ich selbst bekenne mich schuldig, dies manchen Behavioristen gegenüber, wie Watson and Skinner, getan zu haben.

Es besteht also eine Art Ungenauigkeits-Relation zwischen der Tiefe, bis zu der man in die Gedanken eines anderen Denkers eindringt und der Schärfe, mit der man seine eigenen Meinungen von den seinen abgrenzen kann. Sicher werden Geisteswissenschaftler Rupert Riedl vorwerfen, daß er bei dem Versuch, Brücken zwischen dem Standpunkt der Evolutionären Erkenntnistheorie und den Systemen anderer Philosophen zu schlagen, ihre Meinungen nicht immer ganz gerecht dargestellt habe. Vielleicht ist das Schlagen einer Brücke zwischen Natur und Geist, wie er es anstrebt, überhaupt unmöglich, aber selbst wenn diese Unmöglichkeit grundsätzlicher Art sein sollte, kann ich nur die Worte der Seherin Mantho im zweiten Teil des Faust zitieren: »Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt«. Ich halte dieses große Unternehmen aber nicht für unmöglich.